

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dieter Kühn
Die siebte Woge
Mein Logbuch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Auftakt 9

EINS: DICHTER UND BOTANIKER 13

Einträge Logbuch: Frühgeschichte 45

Gespräch 57

Und Lektüre 74

ZWEI: NEUE DIMENSION UND ALTE LIEBE 83

Projekt: Roman des Weltalls 115

Einträge Logbuch: Übertragungen 141

Stanislaw kommt 157

Gespräch 161

DREI: VERGEBLICHE LEKTIONEN 175

Kriegszeiten 198

Projekt: Haus Ermlitz 209

Einträge Logbuch: Zensur 233

Stanislaw kommt 245

VIER: RUDOLF ROCKER, FRAGEZEICHEN 250

Einträge Logbuch: Edieren 270

Stanislaw kommt 286

Bericht 292

Gespräch 296

FÜNF: AUCH WEGNER MACHT ES MIR SCHWER 309

Störendes Stichwort 341

Einträge Logbuch: Strukturen 342

Stanislaw kommt 375

Gespräch 378

SECHS: HARTLAUB, FRAGMENTARISCH 385

Störendes Stichwort 437

Unerwartete Begegnung 444

Einträge Logbuch: Nachwirkungen 453

SIEBEN: DIE PRÄSIDENTIN IM CASINO 463

Abgesang 513

AUFTAKT

ALS ST. PETERSBURG NOCH LENINGRAD HIESS, stand auch ich in der Eremitage vor dem cinemascopegroßen Gemälde *Die neunte Woge*. Alte seemännische Bezeichnung für eine besonders hohe, bedrohliche Wassermasse. Entsprechend bewegt geht es auf dem Riesengemälde zu: Überlebende eines Schiffbruchs haben sich in kleinem Grüppchen auf ein Wrackteil, den Mast, gerettet, jemand winkt unsichtbare Helfer herbei mit weißem Lappen. Lautlos tosend das Ambiente schaumgekupppter Wellen, dominierend aufgetürmt eine Woge, die man heute als Killerwelle bezeichnen würde.

Sujet, das Iwan K. Aiwasowski Mitte des 19. Jahrhunderts in zwei Riesenformaten raumfüllend umgesetzt hatte; Titel, der sich eingepägt hat. Nur baut sich in diesem Buch nicht die neunte, alles verschlingende Killerwoge auf, es bleibt bei sieben mehr oder weniger bedrohlichen Wogen.

Anmerkung zum Untertitel. Logbuch. Ein Wort, das mich schon als frühen Leser faszinierte – es roch nach Weite, Seefahrt, Abenteuer.

In der Seefahrt dient ein Logbuch (gewissenhaft und wahrheitsgemäß zu führen) als Beweismittel, etwa bei Untersuchung einer Havarie. In ein Logbuch werden auch »alle menschlich verursachten Fehler aufgenommen«. Passt damit gleichfalls zu diesem Buchprojekt.

Das Wort »Logbuch« kursiert nicht nur in der Seefahrt, auch in der Medizin wird es verwendet und zwar als »Hilfsmittel zur Dokumentation des Standes der Weiterbildung«. Trifft für dieses Buch ebenfalls zu – dokumentierte Lernprozesse, nun ablesbar.

Ein weiteres Stichwort bietet sich an: ein Logbuch auch als »Betriebsprotokoll« in fortlaufenden Aufzeichnungen. Computergestützt wird es zum »changelog« – dokumentierte Probierbewegungen.

Dieses Logbuch nun berichtet (auch) von Projekten, hinter die ich nicht erleichtert den Schlusspunkt setzen kann. Projekte, die immer mal wieder aufgegriffen, weitergeführt werden, Projekte, die mich mit jeweils spezifischen Schwierigkeiten konfrontieren, Projekte, die wiederholt beiseite oder auf die hohe Kante gelegt werden, Projekte, die ich erneut aufgreife, weiterführe, ergänzend, differenzierend, Projekte, die vielleicht, ja, hoffentlich mehr einbringen, auch für die Leserschaft, als manche gerundet abgeschlossene Arbeit. Denn Schreibvorgänge werden ablesbar, Prozesse der Erarbeitung: Wie gehe ich mit Materialien um? Zuweilen mit Materialien, die sich zu einer Woge massieren können, die mich zu überschäumen droht? Ein Surfer, elegant dahingleitend vor einer sich einhöhrenden Woge – schießt er nicht rechtzeitig unter der Einwölbung der Wassermasse hervor, geht er unter in explosiver Gischt.

Im »Lebensbuch« *Das Magische Auge* habe ich wenig geschrieben über Texte, die ich veröffentlicht hatte. Das hat zu Fragen geführt: Weshalb ich als Schriftsteller in meiner Autobiographie so wenig, ja, fast gar nichts über Gesendetes, Gedrucktes geschrieben habe.

Den Komplex Schreiben hatte ich ursprünglich keineswegs ausklammern wollen, wiederholt hatte ich Kapitel über das Schreiben einbezogen, habe diese Texte jedoch wieder abgekoppelt, wollte das »Lebensbuch« auch für eine Leserschaft schreiben, die meine Publikationen nicht weiter wahrgenommen, nicht näher kennengelernt hat. Ich behielt indes im Hinterkopf, in einem separaten Buch das Schreiben zu thematisieren. Schließlich hat es mein Leben nicht nur begleitet, sondern beherrscht, ab etwa zwanzig.

Ich beginne die Arbeit am »Logbuch« unmittelbar im Anschluss an das »Lebensbuch«: keine Zeitäsur, keine Auszeit.

So bleibe ich im Duktus. Fortschreibung: schließlich entwickelte sich das Projekt *Siebte Woge* mit der Arbeit an der Autobiographie.

Es wäre allerdings ebenso langweilig wie peinlich, würde ich nun über meine Bücher schreiben, mir Stichworte zu-spielend zu jeweils ›authentischer‹ Interpretation. Buchtitel tauchen nur auf am Rande, stattdessen, wie schon angedeutet: Berichte über das Entwickeln von Projekten, die mich lange Zeit beschäftigt haben – mit oft erheblichen Unterbrechungen. Somit Texte, die nun zum ersten Mal in weit entwickelter, jedoch nicht definitiv abgeschlossener Form vorgelegt werden.

Das will betont werden: Mein Logbuch nicht als Sammlung von Texten, die verstreut (oder noch nicht) publiziert wurden, vielmehr ein strukturiertes Buch, in symmetrischen Kontrastbildungen. Die wiederum dem Schreibprozess entsprechen, generell: Wenn ich ein Buch geschrieben habe auf der Basis von Recherchen, so musste, so muss ich mich erst wieder freischreiben, etwa für Kinder erzählend, straight-on, oder für Erwachsene, sei es Erzähltext, Hörspiel oder Theaterstück. Danach bin ich wieder disponiert für ein Buch, das auf Recherchen basiert, weithin. Eine Abfolge von Alternativen, Kontrasten – sie findet Entsprechungen im Aufbau dieses Buchs. Es braucht eine kalkulierte Form, um nicht auseinanderzufallen in Aufzeichnungen, Projektbeschreibungen, Textversuche.

Deren Reihenfolge entspricht übrigens nicht der Chronologie der Arbeit an den Texten, hier durchmischt sich weithin: Text A wird weggelegt, Text B wird erarbeitet oder bearbeitet, Text A wird erneut aufgegriffen, die Arbeit fortgeführt, Text C schiebt sich dazwischen ...

Doch hier gleich die Generalperspektive: Das Buch als Selbstporträt des Schriftstellers im Kontext charakterisierender Schreibprozesse.

EINS: DICHTER UND BOTANIKER

BERLIN-KREUZBERG, Kottbusser Tor, der »Kotti«. Türkische Obst- und Gemüsestände mit bunt arrangierten Auslagen ... Gruppen von Alkoholikern mit Pullen in den Händen, diplomierte Biertrinker ... türkische Geschäfte und Vereinslokale ...

Wenige Schritte in die Adalbertstraße und ich betrete das kleine Vorgelände des Kreuzberger Museums: Gartenanlage mit Spielflächen für Kinder. Mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock: Eingang zum Museum, zum Ausstellungsraum. Ein Schild fordert dazu auf, die Kopfhöhe zu beachten. Schon bin ich im Nachbau, in der Rekonstruktion des Hecks der *Rurik*, der russischen Brigg, in der Adelbert von Chamisso fast drei Jahre lang auf den Weltmeeren umhergeschippert war.

Der rekonstruierte Raum entspricht in Höhe und Breite dem Gemeinschaftsraum, in dem Chamisso mit dem deutlich jüngeren Naturforscher und Schiffsarzt Johann Friedrich Eschscholtz und den beiden Schiffsoffizieren geschlafen, gearbeitet hat; beim Essen wurden es noch zwei, drei Mann mehr – der Raum auch als Offiziersmesse. Angrenzend der eigentliche Heckraum der Rekonstruktion: Kajüte in ganzer Breite des kleinen Schiffs, mit vier Fenstern, die sich von Fenstern damaliger Bürgerhäuser nicht unterscheiden. Womöglich Gardinchen während der Weltreise (in den Jahren 1815 bis 1818)? Der Raum des Kapitäns Otto von Kotzebue, Sohn des damals europaweit berühmten Stückeschreibers August von Kotzebue. Vier Fenster, immerhin, und doch war der Raum recht klein. Da stand ein Bett, da stand ein Tisch, da war ein Spind, da war wohl auch ein kleiner Sessel, da hingen sicherlich Karten an der Zwischenwand zum Gemeinschafts-

raum, den der Kapitän jeweils durchqueren musste. Sicherlich nur dünn die trennende Bretterwand.

Im Gemeinschaftsraum ein Tisch. Darüber eine Lichtluke, mit kleinem Schutzgehäuse auf Deck. Bei stürmischer See musste hier abgedeckt, abgedichtet werden mit sicherlich geteeter Persenning, dann war es stockdüster im Raum: keine Bullaugen steuerbord und backbord, das Schiff war auch Kriegsschiff, einige Kanonenluken an Deck, von Chamisso als ehemaligem Leutnant der preußischen Armee im Bericht über die Weltreise aufgelistet, nach Kalibern geordnet.

Der Ausstellungsraum wird beherrscht vom Nachbau des Schiffshecks: setzt auf dem Boden auf, schließt an der Decke ab. Schwarz gestrichenes Holz – der Rumpf der *Rurik* war womöglich rundum geteert. Seile, Tau. Über den Heckfenstern in weitem Bogen die Namensbuchstaben, kyrillisch. Blauweiß die Fahne der zaristischen Marine: ein Exponat. Weitere Exponate in diesem Raum, den das Heck in mächtigem Volumen besetzt. Und doch: dieses Schiff war nicht mal so breit gewesen wie ein kleines Güterschiff auf dem Rhein, wie ein Touristenschiff auf Spree und Landwehrkanal. Die Länge: nur etwa dreißig Meter; sieben Meter Breite; zwei Meter Tiefgang. Mit solch einem Schiffchen befuhr man damals die Weltmeere, sogar bei Expeditionen in den tiefen Süden, den hohen Norden. Chamisso bezeichnete die Brigg als »Nusschale, in der eingepresst und eingeschlossen [ich] drei Jahre lang durch die Räume des Ozeans geschaukelt zu werden bestimmt war.«

Seine nähere Beschreibung: »Das Schiff ist ganz klein, eine Kutter-Brigg von 20 Mann Equipage [Besatzung], 6 Stück eisernen Kanonen, zwei metallenen und zwei kleinen Haubitzen – eine Kajüte für den Kapitän, eine zweite mit vier Betten und der Schiffsraum für die Equipage (die Artillerie ist auf dem Verdeck). Der Kapitän, zwei Offiziere, ein junger, bescheidener, heiterer, wissenschaftlich gebildeter deutscher Schiffsarzt, ich, der Naturforscher der Expedition, in den vier Betten der Kajüte, außerdem in Hängematten im Schiffsraum der Zeichner der Expedition.« Sein Name in französischer

Version: Louis Chorin. Als malender Chronist hat er auch den Gemeinschaftsraum gezeichnet; nach seiner Skizze erfolgte die Rekonstruktion der Kapitäns- und der Viermann-Kajüte.

Alles war sehr eng: »Ein kleiner Tisch mitten im Raum als Arbeitstisch für sechs Personen und Speisetisch für sieben.« Dies also für den ersten und zweiten Leutnant, für Chamisso, für den Schiffsarzt, den Zeichner, den »freiwilligen Naturforscher«; als siebter der Kapitän. Chamisso: »Ich bedaure sehr, dass ich nicht im Schiff ein eigenes Hundeloch gefunden.«

Wie schwierig es für ihn war, an diesem Tisch (mit klarer Priorität für Karten der Offiziere, für Zeichenblätter von Chorin) eine Zeitlücke mit Sitzlücke zu finden, das hat er wiederholt beklagt. Vorherrschend die Enge. Vier Schubladen standen jedem der vergleichsweise privilegierten Mitreisenden in der Gemeinschaftskajüte zu, für Chamisso waren es nur drei. In denen musste untergebracht werden, was man im Koffer mitgeschleppt hatte für die Weltreise in verschiedenste Klimate. In diesen Schubladen mussten auch Belegstücke seiner Forschungstätigkeit verstaut werden, und das dürfte immer schwieriger geworden sein, der Kapitän duldete keine Ausbreitung über den zugewiesenen Stauraum hinaus. Aber man wird Nischen gefunden haben, Verstecke. Die ließen sich aber leicht aufspüren: Packen von Präparaten wurden von Matrosen als Kopfkissen benutzt; größere Belege, vor allem der Fauna, wurden schon mal über die Reling geworfen – Kotzebue konnte cholerisch werden.

Ich stehe, ich sitze, ich mache Notizen im rekonstruierten Heckraum. Kein Knarren von Schiffsholz, wie es die Fahrt auf hoher See ständig begleitet haben muss. Kein Wellenschlag. Kein Sturmgeheul, verstärkt in der Takelage des Schiffs. Kein Getrappel von Matrosen über dem Gemeinschaftsraum. Keine Tiergeräusche an Bord: man hatte Hühner, vielleicht auch Ziegen mitgenommen, wie damals üblich. Keine Kommandoschreie. Kein Raus und Rein von Schiffsoffizieren zwischen Kapitänsraum und Deck. Keine russische Artikulation ringsum: nur mit dem Botaniker Eschscholtz konnte Chamisso Deutsch reden und, eingeschränkt, mit Chorin,

dem russischen Maler mit deutschen Eltern – erhebliche Verständigungsschwierigkeiten hingegen mit all den Russen an Bord des Marineschiffs. Gewichtige Probleme dürfte man also wohl kaum erörtert haben im Gemeinschaftsraum, es dominierte das jeweils Alltägliche.

Dieser Raum lässt sich nun ausmessen mit Zählritten; bei einsfüfundachtzig muss man den Kopf dabei etwas einziehen. Diesen Raum habe ich eine Weile für mich, am Ende der Ausstellung, vor dem Abbau – vorausgehend ein Gespräch mit Edgar Haizmann, dem Rekonstrukteur. So sitze ich ein Viertelstündchen am Tisch, mache Notizen.

Dies ist nicht der Beginn eines biographischen Projekts. Chamisso soll mich heranzuführen an eine Antwort auf die immer wieder erörterte Frage, ob sich und wie sich Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft kombinieren lassen. Etwas schlanker formuliert: Ob sich und wie sich Literatur und Naturkunde verbinden lassen. Adelbert von Chamisso als historische Erscheinung, in der sich Naturwissenschaft und Dichtkunst zwar nicht vereinten, jedoch verbanden, Chamisso als Begleit- und Leitfigur bei Ansätzen zur Realisierung des Projekts einer Fusion. Chamisso als Mann einer Zeit, in der ein großes naturwissenschaftliches »Lehrgedicht« durchaus realisierbar schien. Ein Impuls, aus seiner Zeit herübergenommen in meine Zeit, eindreiviertel Jahrhunderte später. Endlich einlösen, was damals schon geplant war; das dürfte zumindest diesen Versuch wert sein.

Als Dichter des *Schlemihl* war mir Chamisso selbstverständlich bekannt. Zum Lyriker führte mich Robert Schumann mit dem grandiosen Liedzyklus von Frauenliebe und Frauenleben. Als Naturforscher, Botaniker habe ich ihn in einer Ausstellung entdeckt, anno 2000 in Berlin: *Theater der Natur und Kunst*, Untertitel: »Wunderkammern des Wissens«.

In einer der Vitrinen: Herbarblätter mit »montierten« Pflanzenpräparaten aus der Umgebung Berlins, aus Kalifornien, von den Aläuten. Breitstacheliges raues Hornblatt ...

Einköpfiges Katzenpfötchen ... Kalifornischer Goldmohn ... Auf das Blatt mit dem Herbarexemplar des Goldmohns (von Insekten angeknabbert) ist unten ein kleiner Zettel geklebt, auf dem Chamisso vermerkt hat: »*Eschscholzia californica* Ch. legit Chamisso prope Portum Sancti Francisci Californiae in arenosis A. D. 1817«. Das lasse ich auf sich beruhen, ohne übersetzende Vermittlung, vermerke nur, wiederholend: *Eschscholtz* ist der Name eines Naturforschers und zugleich des Schiffsarztes auf der *Rurik*.

Ausgestellt waren zudem drei geschnitzte Holzmodelle von Walen, die Chamisso auf der russischen Halbinsel Kamtschatka in Auftrag gegeben und nach seiner Heimkehr dem Zoologischen Museum Berlin überlassen hatte. Keine Souvenirs, sondern Belege für eine, laut Ausstellungskatalog, »grundlegende wissenschaftliche Arbeit über die Wale (Cetaceen) Kamtschatkas«, veröffentlicht in einer Ausgabe der »Verhandlungen der Leopoldinischen Akademie«.

Diese Exponate wollen eingeordnet sein in einen chronologischen Ablauf. Also doch einige biographische Notizen, basierend auf dem Essay von Paul Hiepko im zweibändigen Katalog der Kreuzberger Ausstellung. Anmerkungen, die ich hier und dort ein wenig erweitern muss.

Der 1781 geborene Sohn eines französischen Adligen (dessen Schloss in der Champagne während der Revolution enteignet und später dem Erdboden gleichgemacht wurde), zog mit der Familie nach Deutschland, hatte Schwierigkeiten, auch sprachlich, sich als Emigrant einzuleben, gehörte etwa ein Jahr zum Gefolge von Madame de Staël, die im Schweizer Exil lebte, mit größerer Entourage; Chamisso unternahm mit Auguste, dem Sohn der Gastgeberin, »ausgedehnte botanische Exkursionen in die Schweizer Bergwelt«. Noch im selben Jahr, 1812 – er war also schon über dreißig – begann Chamisso in Berlin mit dem Studium der Medizin und Botanik.

Bereits 1813 musste Chamisso abbrechen: Beginn der Befreiungskriege gegen die napoleonische Besatzungsmacht. Für den Exilanten fast eine innere Zerreißprobe. Der vormalige Leutnant der preußischen Armee zog sich nach Kunersdorf

zurück, war dort tätig als Hauslehrer auf dem Gut derer von Itzenplitz, in der Nähe von Seelow. Hier schrieb er, zur Unterhaltung der Kinder seines Uraltfreundes Eduard Hitzig, die phantastische Novelle, die ihn berühmt machte: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*. Im gleichen Zeitraum erkundete, erforschte er, gemeinsam mit dem Obergärtner des Gutes, die Flora des Parks, der zugehörigen Ländereien, des Umlandes. Als Ergebnis die erste fachwissenschaftliche Publikation Chamisso: »Adnotationes quaedam ad Floram Berlinensem«.

Chamisso ist eine singuläre Erscheinung: als Prosaist gefeiert, heute noch, als Botaniker anerkannt, heute noch. Zahlreiche Pflanzen sind nach ihm benannt.

Seine Gedichte jedoch sind weithin vergessen – nach einer langen Zeitphase, in der sie Maßstäbe setzten, vor allem in Schulen. Seine ausgedehnte Erzählung von Schlemihl hingegen wird immer wieder neu gedruckt.

Nun arbeite ich an diesem Textversuch nicht mit der Absicht, noch einmal zu bestätigen, was längst bestätigt ist – ich bin kein Botaniker, kann nicht aus eigener Erkenntnis weitere Bestätigung hinzufügen. Doch als Literat will ich den Versuch unternehmen, die beiden Sprachwelten des Chamisso so zusammenzuführen, wie er selbst das leider nie versucht hat. Dabei waren alle Voraussetzungen gegeben.

Ein erster Ansatzpunkt ist schon benannt: Kunersdorf. Hier muss nicht konstruierend zusammengeführt werden, hier zeigt sich eine überraschende Konstellation. An jenem Ort, zu jener Zeit war in diesem *einen* Kopf für einige Monate fast simultan: Die Entstehung eines hochrangigen literarischen Werks und die Entwicklung einer botanischen Systematik. Hier durchdrang, hier überlagerte sich, doch beide Sprachwelten verschmolzen nicht, den alten Traum erfüllend der Fusion einer literarischen und einer wissenschaftlichen Perspektive. Doch in Chamisso waren beide Welten präsent: der *eine* Kopf, der in zwei Richtungen blickt. Wie Janus, der römische Gott.